



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, Otto Eduard: Rund um den Collmberg. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Rund um den Collmberg

Von Otto Eduard Schmidt

1



Er mit der Eisenbahn von Leipzig nach Dresden fährt, den begleitet auf der rechten Seite des Zuges lange Zeit ein waldiger Bergrücken, der oben eine sanft geschwungne Kuppe trägt. Das ist der aus Grauwackenschiefer und Grauwackensandstein bestehende 314 Meter hohe Collmberg, das Wahrzeichen des Meißner Niederlandes. Er überragt nicht nur die sanften Wellen, in denen die Dschager und die Vommahscher Pflüge ihren fruchtbaren Lößboden ausbreiten, sondern auch die ansehnlichern Kuppen der nördlich und südlich von der Eisenbahn zur Elbe streichenden Höhenzüge so beträchtlich, daß er den Einwohnern jederzeit als der Berg an sich erschien; sie hielten seinen Gipfel für eine alte Opferstätte, für den weitschauendsten Luginsland in Kriegzeiten, für den geeignetsten Ort zur Abhaltung des mittelalterlichen Landdings, für die Wetterscheide, die Gewitter teilt und Regen sendet; denn „wenn der Collm Tabak raucht, so sagt der Volksmund, wird kein beständiges Wetter“.

Ein so merkwürdiger Berg muß die Neugierde reizen, ihn und seine Umgebung zu erforschen. Schon als Student vor fünfunddreißig Jahren habe ich ihn einmal von Leipzig aus erwandert, als die ersten blauen Glockenblumen das Pfingstfest einläuteten; dann habe ich ihn von den Meißner Höhen aus jahrelang liegen sehen, ohne ihn je wieder zu erreichen. Von meinem jetzigen Wohnsitz aus aber beherrscht er so sehr meinen Gesichtskreis, daß ich ihn nun schon zu allen Jahreszeiten betreten habe, auch im tiefsten Winter, wenn der über den schneebehangnen Wipfeln der Eichen und Buchen aufsteigende blaue Holzrauch einen Vorgeschmack von dustendem Kaffee und Weihnachtsstollen erweckte. Viele Wege führen zum Collmberg. Man besteigt ihn von Norden her von der Station Dahlen aus über Malkwitz und Calbitz oder von Osten her von Dschag aus auf sanft aufwärts führenden Waldpfaden. Wir wollen heute dem ehrwürdigen Wächter des Gaus nicht so geradlinig zu Leibe gehn, sondern weit von Westen her ausholend ihn in einem südwärts und dann wieder nordwärts geschlagenen Bogen nahen, um möglichst viel von den Geheimnissen der den Berg auf drei Seiten umgebenden Wälder, der Müßigener Heide, kennen zu lernen. Wir wandern auch nicht allein, drei Freunde aus der sächsischen Hauptstadt, die in den Alpenländern und in Italien wohl Bescheid wissen, aber den Collmberg und seine Umgebung noch nie betreten haben, wollen sich anschließen. Die Haltestelle Dornreichenbach ist unser Treffpunkt.

Es ist ein verheißungsvoller Frühlingssonnabend im Mai, die leicht bewegte Luft und die großen blauen Felder zwischen den weißen Wolkenbergen des Himmels versprechen gutes Wetter, und so geht es mit rüstigen Schritten von der Haltestelle südwärts am Saume des Kiefernwaldes, links haben wir blumige Wiesen, rechts vor uns wiegt sich die Lerche über Kornfeldern, die die Bauern von Röhren besät

haben. Die Freunde aus der Großstadt sind schon nach wenigen Minuten der Wanderung entzückt von der sie rings umgebenden Frische und Stille; kein Mensch ist zu sehen, kein Geräusch stört den Nachmittagsfrieden der duftigen Landschaft; denn die große Leipzig — Dresdner Straße ist zwei Kilometer von uns entfernt, dafür blaut uns im Rücken der dunkle Wald des Reichenbacher Berges, und vor uns wirft das junge Birkengrün so hoffnungsfreudige Lichtballen in den schwarz-dunkeln Kieferforst, daß sich diese freudige Stimmung dem Menschenherzen mitzuteilen beginnt. Wir wandern etwa eine halbe Stunde am Saume des großen Waldes, der ehemals den Gau Dalaminzi von den westlichen Gauen Chutzi und Sufili trennte. Dann überschreiten wir die breite, wohlgepflegte Poststraße und gehn im spizen Winkel dazu auf Sachsendorf los; aber lange ehe wir die Häuser des Dorfes erreichen, steigen wir links abbiegend in einen mit Wiesen durchsetzten Waldgrund hinunter, der einen ansehnlichen Wasserpiegel umschließt: den Dokorteach. Er ist der erste einer ganzen Kette von Teichen, die sich mitten durch die Heide bis zur Flurgrenze von Wermsdorf ziehen und jenseits derselben im großen Horstsee enden. Wie liebe ich diese dunkelumsäumten, sanft blickenden Augen des Waldes — in meiner Jugend konnte ich stundenlang am Ufer liegen und den im Wasser dahinziehenden Spiegelbildern der Wolken zuschauen, und jetzt noch tilgt der bloße Anblick eines solchen Waldsees mit seinem reinen feuchten Frieden jede Erinnerung an den Lärm der Landstraße, selbst an das Schreckgespenst des Benzinrauch atmenden, staubaufwirbelnden, Schmutzwerfenden Automobils.

Sautlos gleitet der Fuß über den rasenbewachsenen Teichdamm, den hohe Eichen umsäumen; eine Holztaube flattert auf und birgt sich im nahen Fichtenwipfel, am andern Ufer drüben aber äßen drei Rehe, so an die wonnige Einsamkeit dieser Gefilde gewöhnt, daß sie, ohne zu flüchten, auch uns als harmlose Lebewesen passieren lassen.

Eine halbe Stunde weiter, etwas höher, liegt der Kirchteich, das schönste von allen diesen stillen Gewässern. Der Name scheint anzudeuten, daß am Rande des Wassers einst eine Kirche stand; in der Tat benennt auch die Norderische Karte (um 1586) am nordwestlichen Ufer einen Punkt: „alte Kirch“. Ein Hügel links vom Wege gewährt den besten Überblick. Hinter uns senkt sich eine Wiese sanft zum Hochwald hinunter, zur Seite grüßt junges üppiges Laubwerk auf alten Buchenstämmen, vor uns im dunkeln tannenumsäumten Wasser des langgestreckten Sees liegt die goldne Säule der Abendsonne, Finken und Meisen singen ihr Schlummerlied. Ich habe diese Stelle aber auch mitten im Winter gesehen; da drängte sich bei scharfer Kälte auf der Waldwiese ein Rudel Rotwild dicht zusammen; vor unserm Anblick verlor es sich bald im tiefen Forst, ein stattlicher Behnender mit würdevoll nickendem Geweih schloß majestätisch den Zug; das Himmelsblau und die Sonne spiegelten sich auf der kristallklaren Eisdecke des Sees, unter der das Wasser wie vor Sehnsucht nach der darüber tanzenden Lichtfülle schmerzvoll schluchzte.

Unser Hügel ist auf drei Seiten eines Quadrats von einem mäßigen Graben umzogen, auch gewahren wir Reste einer gleichlaufenden niedrigen Umwallung. Die Karte bezeichnet den Ort als „Ruine“; aber schwerlich hat je ein Gebäude hier gestanden. Die kleine, nur aus Wall und Graben bestehende Verschanzung mag wohl noch aus der Slawenzeit herrühren, ist aber bei ihrer vorzüglichen Lage zwischen Wald und Wasser wohl auch späterhin als Zufluchtsort benutzt worden. Der Weg führt über den nördlichen Teichdamm ostwärts auf einen Wirtschaftsstreifen und nun parallel zum Kirchteich und dem sich südostwärts daran anschließenden Zeisigteich bis zum Ende des Waldes, doch so, daß man immer wieder auf rechts abführenden Pfaden den reizvollen Wasserpiegel, den Tummelplatz zahlreicher Wildenten und

Wasserhühner, die abendliche Tränke des aus dem Dickicht hervorschreitenden Hirsches erreichen kann.

Endlich tritt man aus dem Holzgatter, erblickt zur Linken des Weges den stattlichen Häusenteich und vor sich die große Pflanzung mit dem Kirchturm von Wermisdorf und dem Schloßturm des benachbarten Hubertusburg. Wermisdorf ist ein alter behaglicher Ort, vermutlich flandrischer Gründung, in den ältern Urkunden Werenboldisdorf genannt — entweder nach dem Grundherrn Werenbold oder dem Lokator so genannt —, später im Besitz der Burggrafen von Leisnig, dann der Herren von Staroschedel auf Müzsch, schließlich durch den Kurfürsten August von einem Innozenz von Staroschedel gekauft. Mit dem Jahre des Ankaufs (1565) beginnt die engere Verbindung des Ortes mit dem sächsischen Kurhause. Das erste Gebäude von Bedeutung, an dem wir vorübergehen, ist die Oberforstmeistererei, ehemals ein Renaissancebau, hervorgewachsen aus einem 1574 vom Kurfürsten August erbauten Jagdhaufe. Gegenüber liegt das königliche Jagdschloß Wermisdorf, von der Straße getrennt durch einen tiefen, jetzt mit Gartenanlagen und malerischem Baumwerk ausgefüllten Graben, über den eine steinerne Brücke an das stattliche Tor führt. Doch wir überschreiten sie nicht, auch der Körper verlangt sein Recht, unser nächstes Ziel ist der langgestreckte ehrwürdige „Gasthof zum roten Ochsen“, in dem wir Herberge nehmen. Er ist noch von altem Schrot und Korn; seine Konzeption ist vom Jahre 1754; in der Mitte der geräumigen Gaststube trägt eine hölzerne Säule den Hauptbalken, und hinter dem Hause erstreckt sich ein stattlicher Wirtschaftshof mit Ställen und Scheunen. Bald labt uns ein einfaches, kräftiges Mahl und jene heiter scherzende Unterhaltung, die des Wandertags abendliche Krone bildet. Zeitig suchen wir das saubere Bett auf, das uns in der Oberstube im Angesicht des Schlosses bereitet ist. Die Nachtruhe wird allerdings einmal gestört durch die Sturmglocke und Trompetensignale, es brennt in einem Nachbardorfe, man hört auf der Straße eiliges Rufen, Klappern von Holzpantoffeln, Pferdegetrappel; vor der Wand des Schloßtores leuchtet eine lodernde Fackel und macht die Ausfahrt der Feuerspritze zu einem gespensterhaft schönen Schauspiel, und die Nacht ist lang genug, den versäumten Schlaf wieder einzuholen.

Der schöne Sonntagmorgen, an dem wir erwachen, gehört dem Schlosse; schon schiebt der blühende Flieder des Schloßgartens ganze Duftwellen lockend herüber. Das Wermisdorfer Jagdschloß ist ein einfacher, aber sehr anmutiger Bau aus der letzten Periode der sächsischen Renaissance, noch ganz deutsch und heimlich in seiner äußern und innern Gestaltung. Zahlreiche Giebel mit traulichen Fenstern erhöhen das Obergeschoß bis zum Dachstuhl, ein gewölbtes, mit Hirschgeweihen geschmücktes Tor leitet in den nach Süden offenen Hof, und hier erfreut uns der Kontrast zwischen dem kräftigen Gelb der Wände, dem hellen Grün der Bäume und des wilden Weins und dem dunkeln Grün des Efeus, der den Giebel ersteigen will. Das Erdgeschoß enthält in zwei Zimmern die sehenswerte Sammlung abnormer Rehgehörne, die König Albert von der um Sachsens Forstwesen hochverdienten Familie von Cotta gekauft hat; manche Stücke darunter sind so merkwürdig, daß sie sich der Kaiser hat abzeichnen lassen. Im Obergeschoß liegt eine lange Reihe nur mäßig großer Zimmer. Sie sind in Tapeten und Mobiliar sehr einfach ausgestattet; ihr ansehnlichster und wertvollster Schmuck ist die große Anzahl guter zeitgenössischer Bilder der Fürsten, die in Wermisdorf aus und ein gegangen sind. Es ist die lange Reihe der Kurfürsten von August (1553 bis 1586) bis auf Johann Georg den Vierten (1691 bis 1694). August und sein ältester Sohn Christian der Erste (1586 bis 1591), mit seinem bedeutenden Kanzler Krell der letzte Träger

einer großzügigen europäischen protestantischen Politik des Kurhauses, sind allerdings nicht in dem Jagdschloß gewesen, das zu ihrer Zeit noch gar nicht erbaut war, sondern im alten Schloß der Starschedel oder in dem von August erbauten Jagdhaus, der jetzigen Oberforstmeisterei. Die Gesichtszüge Christians des Zweiten (1591 bis 1611) auf den Bildern des Malers Zacharias Wehme haben etwas unheimlich Gedunsenes, sie erinnern an den jugendlichen Kaiser Nero, nur daß sie gutmütiger sind. Der Wein und die Tafelfreuden sollen sein frühes Ende heraufgeführt haben — er wurde nur achtundzwanzig Jahre alt und starb, ohne einen Erben zu hinterlassen. Die herkulische Kraft, die aus seinen Körperformen spricht, verwandte er weniger im Dienste des Staates als auf der Jagd, der er mit Leidenschaft ergeben war. Gerade als das Gespenst der jesuitischen Liga am politischen Himmel Deutschlands emporstieg (1608), ließ er das alte Schloß der Starschedel abbrechen und befahl den Bau eines neuen, das 1610 fertig wurde. Unter seinem Bruder und Nachfolger Johann Georg dem Ersten (1611 bis 1656) wurde der Mittelsaal zugesügt und das zuerst nur in Fachwerk ausgeführte Obergeschloß durch ein massives ersetzt, sodaß das Schloß die heutige Gestalt erhielt. Das Bild dieses Kurfürsten im Speisesaal ist vom Jahre 1617 und zeigt den Zweieunddreißigjährigen in einer sehr steifen Pose, die kräftig-berbe Gestalt zur Hälfte von einem spanischen Mantel drapiert, das Gesicht verrät wenig Geist, aber viel Eigensinn und eine gewisse Härte. Einen fast abstoßenden Eindruck, der durch die prächtige Kleidung noch verstärkt wird, machen die beiden Bilder seiner zweiten Gemahlin, der Magdalene Sibylle von Brandenburg mit den scharfen Zügen, dem großen Munde und der wulstigen Unterlippe; in der Tat sind auch manche Züge unsürstlicher Habgucht von ihr bekannt; dagegen erfreuen die Töchter des kurfürstlichen Paares durch jugendliche Anmut. Ein markantes, von der Allongeperücke wirksam umrahmtes, an Prinz Eugen von Savoyen erinnerndes Gesicht zeigt uns Johann Georg der Zweite (1656 bis 1680); der seine Spizenkrone über dem Panzer verrät deutlicher den Kern seines Wesens als der Kommandostab in seiner Hand: französische Eleganz und italienische Kunst hielten unter ihm ihren Einzug in Dresden. Von Johann Georg dem Dritten (1680 bis 1691) erfreuen uns zwei Knabenbildnisse im vergoldeten Harnisch, die den künftigen Kriegshelden ahnen lassen, endlich fesselt uns ein sehr schönes Bild Johann Georgs des Vierten (1691 bis 1694), dessen jugendfrischer feingeschnittener Kopf mit den großen romantisch blickenden Augen sich wirksam vom dunkeln Hintergrunde hebt. Eine unselige Liebe zu der dämonischen Sibylle von Meidschütz führte sein frühes Ende herauf: er konnte sich auch von der erkrankten Mätresse nicht trennen und starb wie sie an den schwarzen Blattern.

Einen ganz eigenartigen Schmuck besitzt das Speisezimmer und das anstoßende Spielzimmer in einem unter der Decke sich hinziehenden buntgemalten Fries, der die Heimkehr von einer unter Kurfürst Johann Georg dem Ersten abgehaltenen Hofjagd darstellt. Dieser Fries, in Ölmalerei auf etwa 40 Zentimeter breiten Leinwandstreifen ausgeführt, lag früher zusammengerollt im Jagdschloß Moritzburg und ist erst 1874 in Bernsdorf aufgeklebt worden. Er ist in seiner sorgfältigen Ausführung ein ganz eigenartiges Vermächtnis der alten deutschen Jägerzeit. Den Zug eröffnen in Grün gekleidete Jagdknechte und ein auf einem Wagen gezogener kreisrunder Käfig mit einem kostbaren, zur Jagd abgerichteten Gepard; in der Mitte des Käfigs, auf einem umgitterten Stuhl sitzt ein Förster. Es folgen nun hoch zu Ross die Fürstlichkeiten: Kurfürst Johann Georg der Erste, die Herzöge Johann Kasimir und Johann Ernst von Sachsen, Markgraf Christian von Brandenburg, Herzog Albrecht zu Holstein, ferner Graf Hieronymus Schlick, ein Heinrich Neuß, zahlreiche Herren vom Adel aus den Familien Schulenburg, Gündorode,

6091 VI. n. d. d. 1874

Osterhausen, Wangenheim, Carlowitz u. a., dann, geleitet von den Forstmeistern, Förstern und Hegerleitern der verschiedenen Reviere, ein langer Zug von vergifteten Wagen mit der lebendigen Beute: Bären, Wölfe, Wildschweine, Hirsche, Luchse, Hasen, aber auch zehn Biber, zehn Fischotter, zehn Dachs, zehn Wildkazen, achtzehn Baum- und Steinmarder, zwölf Elchir (Zlitse), endlich auch Hamster und Eichhörnchen. Den Zug beschließen die von Jägern geführten Koppeln der Hunde; die bei der Jagd verwundeten Hunde werden von Zeugknechten auf Karren gefahren.

Die ganze Beute ist nach altdeutscher Art unter Beihilfe von Locktieren und Hunden in Netzen, eingefriedeten Räumen und Gruben gefangen worden. Sie werden nach Dresden gefahren und dort zu einem großen blutigen Schauspiel verwandt, wie es uns zum Beispiel aus dem Jahre 1609 berichtet wird: „Vom 6. bis zum 8. [März] fanden auf dem Altmarkt verschiedene Hirsch-, Bären-, Schweine-, Fuchs-, Dachs- und andere Jagden statt. Der Hof und seine Gäste zogen hierzu von einheimischem und fremdem Adel begleitet in allerlei Verkleidungen durch die Straßen, während eine in der Mitte des Zuges sich befindliche lange Reihe von Wagen die zur Jagd bestimmten Bestien enthielt. Der Markt war mit Bäumen besetzt, und in den Fenstern der Häuser sowohl als auch auf den Tribünen über den Brettverschlägen, womit die Marktzugänge gesperrt waren, drängte sich während des Kampfs ein Kopf an Kopf der schaulustigeren Menge.“ (Lindau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Dresden II, 27.)

Auch in den Höfen des Dresdner Schlosses fanden, wie ein auf dem Vorsaal in Wermisdorf hängendes Bild zeigt, solche Jagdschauspiele statt, bei denen die verschiedenen Tierarten zunächst gegeneinander kämpften und dann von den auf den Balkonen und an den Fenstern stehenden Herrschaften tot geschossen wurden. Rotgekleidete Pikenträger mußten dabei die Tiere von den Mauern weg in den Schußbereich treiben, eine gefährliche Aufgabe, zu der wohl auch verurteilte Verbrecher verwandt wurden. Dieser grausame, an die römischen Tier- und Gladiatorenkämpfe erinnernde Betrieb der Jagd setzt einen ungeheuern Wildreichtum voraus; ein im Tafelsaale des frühern Dresdner Jägerhofs verwahrtes Verzeichnis berichtet, daß zwischen 1611 und 1653 in Gegenwart des Kurfürsten Johann Georg des Ersten im ganzen 113629 Stück Wild, darunter 15228 Hirsche, 203 Bären, 3543 Wölfe gefangen, gehegt und geschossen worden sind. Aber der gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts abnehmende Wildbestand und noch mehr die aus Frankreich eingeführte Parforcejagd brachten allmählich die altväterische Jagdweise aus der Mode.

Als 1694 in Sachsen August der Starke zur Regierung gekommen war und überall die altgewohnten Verhältnisse des Staats ins Große zu recken und zu strecken begann, da erfuhr auch Wermisdorf, daß ein neues Zeitalter angebrochen sei. Dem Nachahmer Alexanders des Großen, dem mit einem Gefolge von Göttern, Nymphen und Satyrn dahinschwärmenden Bacchussohn konnten die kleinen, nur für einen Hofhalt bescheidenen Stills berechneten Räume des Wermisdorfer Schlosses nicht genügen. Er überließ es, als er sich die unheilvolle Krone Polens aufs Haupt gesetzt hatte, seinem Statthalter, dem Fürsten Anton Egon von Fürstenberg-Heiltgenberg, einem ihm von Wien aus empfohlenen Abkömmling der bekannten Alten schwäbischen Familie. Fürstenberg hat als Statthalter den Erwartungen des Kurfürsten nicht entsprochen. Ein Zeitgenosse charakterisiert ihn folgendermaßen: Le Statthalter étoit un grand homme de taille, grand discoureur et diseur de rien, très intriguant, bruyant et fanfaron. Aber er war ein Meister der Parforcejagd und hat das Wermisdorfer Jagdrevier dazu eingerichtet. Der ganze Wald wurde durch ein System von Durchhauen und Alleen in gleich große Quadrate zerlegt, die Wege wurden geessert, die Gräben überbrückt, Sümpfe durch Dämme passierbar

gemacht. Dann schaffte er die nötigen Hunde, Pferde, Piköre an, und was sonst noch zu dieser Jagd gehört, bei der es darauf ankommt, ein Tier — in der Regel einen Hirsch oder ein Wildschwein —, das entweder aufgespürt oder ausgelegt wird, mit Meuten, Roß und Reitern zu verfolgen, immer wieder aus seinen Schlupfwinkeln zu scheuchen und schließlich kunstgerecht zu erlegen.

Als der Fürst im Jahre 1716 in Wermsdorf, wo er zuletzt fast ausschließlich residiert hatte, gestorben war, erwarb August der Starke sein ganzes Jagdzeug mit Pferden und Hunden für 25 000 Taler und schenkte das Jagdschloß dem Kurprinzen, der nach seiner Vermählung mit Maria Josepha von Österreich vom 26. Oktober bis 28. November 1719 hier Hof hielt. Der Hubertustag (3. November) wurde damals durch ein großartiges Fest gefeiert. Dem nächsten Hubertustfest (1721) wohnte August der Starke selbst bei und gab den schon früher gefaßten Entschluß kund, „... zu besserer Bequemlichkeit Unseres Königl. Prinzens Vbd. einen Bau ausführen zu lassen, der glänzenderen Anforderungen entsprechen solle, als solches der beschränkte Raum des Hubertusburger Schloßleins gestatte.“

So ließ denn der König seit 1721 auf einer etwa einen Kilometer von Wermsdorf südlich gelegenen Anhöhe vor dem Walde durch den Oberstleutnant Johann Christoph Raumann und dessen Sohn das Jagdschloß Hubertusburg errichten. Es zeigte in der Hauptfassade zwei volle und ein Mezzaninstockwerk von je fünf und zwanzig Fenstern und darüber ein stattliches Mansardendach, über dem sich wie eine Krönung des Ganzen ein stattlicher, in einen Obelisk auslaufender Turmbau erhob. Aber seinem Sohne und Nachfolger Friedrich August dem Zweiten (1733 bis 1763) genügte auch der in diesem Schloß vorhandne Raum nicht mehr: gleich im ersten Jahre seiner Regierung ließ er durch den Landbaumeister Knöfel allerlei Nebengebäude errichten; später (seit 1743) wurde zwischen den Flügeln der jetzige Hauptbau errichtet, den ein zierlicher Turm, etwa in der Form des südlichen Zwingerpavillons, bekrönte. Dann wurden die Seitenflügel nach Südosten verlängert, der alte Hauptbau abgebrochen und an seiner Stelle, doch weiter ausgerückt, der neue Südostbau errichtet. Dabei wurde die katholische Kirche in den neuen Hauptbau verlegt und dem Schloß die Gestalt eines geschlossnen Rechtecks gegeben, die es noch besitzt. Aus dem alten Bau wurden zum Beispiel die Bilder Louis Silvestres in die neue Kirche und als Wetterfahne der springende Hirsch übernommen, der sich heute noch auf dem Turme dreht. Die schlichte, vornehme Gestaltung der Fassaden, ebenso die im feinsten Rokoko ohne alle Überladung durchgeführte Dekoration des Innern legen ein gutes Zeugnis ab für den geläuterten Kunstsinne des fürstlichen Bauherrn, freilich auch für den bedenklichen Luxus, der diese Riesenträume mit prunkvollem Leben füllte. Die ersten Künstler Dresdens wurden für die Ausschmückung des Schlosses in Bewegung gesetzt: Lorenzo Mattielli, der Meister der 79 Statuen auf der katholischen Hofkirche, und Gottfried Knöfeler, der elegante Italiener Stefano Torelli, Johann Baptista Orone (von ihm ist das große Deckengemälde der Kirche: die Erscheinung des Hubertushirsches), Christian Wilhelm Ernst Dietrich (von ihm waren die 34 Supraporten), Adam Friedrich Dejer u. a. Im ganzen wurden für den Bau, wenn der Wert der Holzlieferung mit in Betracht gezogen wird, mehr als eine Million Taler ausgegeben, während der Bau Augusts des Starken 262 000 Taler gekostet hatte. Als Torellis Werk gelten die vier besten Ölgemälde an der Süstostwand der Kirche: Schutzengel mit Kind (das Kind ist dem jugendlichen Friedrich August dem Zweiten sehr ähnlich), St. Moiskus, St. Nepomuk, St. Antonius. Das schönste, was Mattielli in Hubertusburg geschaffen hat, ist die plastische Gruppe des Hochaltars: Maria mit dem Kind, zur Linken St. Ignatius, zur Rechten St. Hubertus. Diese Gruppe, vor dem Jahre 1748 (Mattiellis Todes-

jahr) entstanden, macht durch ihre vornehme Ruhe und durch die Innigkeit des Marienbildes den wohlthuendsten Eindruck: es ist, als ob Winkelmanns Büchlein „Von der Nachahmung der Griechen“, das doch erst 1754 geschrieben wurde, schon vorher wirksam gewesen wäre.

Seit Beginn seiner Regierung galt Hubertusburg als der Lieblingsitz Friedrich Augusts des Zweiten; sein Sohn Klemens Wenzeslaus wurde dort am 28. September 1739 geboren, seine Tochter Maria Josepha hielt als Dauphine auf der Reise nach Frankreich am 14. Januar 1747 hier ihr erstes Nachtquartier. Aber erst im Jahre 1751 galt der Bau von Hubertusburg als vollendet. Schon fünf Jahre später wurde die harmonische Stimmung der kostbaren Räume und das behagliche zwischen Kunstgenuß und Jagd geteilte Dasein des königlichen Schäfers auf das empfindlichste zerstört durch die Donner des Siebenjährigen Krieges. Vor dem unwiderstehlichen Schnellfeuer der blauen Bataillone König Friedrichs entfloß der sächsische Hof nach Polen, und am 18. Januar 1760 erschien im Auftrage seines Königs der preussische Major Quintus Scilius mit seinem Freibataillon vor dem Schloß und begann es systematisch auszuplündern. Das ganze auf 300 000 Taler geschätzte Mobiliar wurde in Wagenladungen von den Soldaten nach Leipzig geschleppt; die weitere Ausplünderung des Schlosses verkaufte Scilius für 72 000 Taler an die Berliner Juden Ephraim und Jzig, und diese rissen nun die Tapeten, Parkettfußböden, Türen, Fenster, die Eisengitter der Treppen und Balkone, die Kupferplatten des Dachs herunter, sogar das Gold von den Stuckverkleidungen der Wände wurde abgeschabt. Nur die katholische Kirche wurde dadurch gerettet, daß der Kaplan zum König eilte und fußfällig um ihre Erhaltung bat. Die Zerstörung war derart, daß, als im Dezember 1762 preussische, österreichische und sächsische Bevollmächtigte zum Zwecke der Friedensverhandlungen in Hubertusburg untergebracht werden sollten, dies nur in den östlichen Nebengebäuden geschehen konnte, die bis dahin als Dienstwohnungen verwandt worden waren. Friedrich der Große sah selbst, was er angestiftet hatte, als er am 17. Februar 1763 von Leipzig nach Hubertusburg kam und bei seinem Gefanden von Herzberg die Schokolade einnahm. Er befah bei dieser Gelegenheit die Schloßkirche und den Garten und fuhr dann nach Meissen weiter.

Als wir in lebhafter Unterhaltung über diese Dinge, die der eine mehr vom preussischen, der andre mehr vom sächsischen Standpunkte ansah, wieder aus den etwas kühlen Räumen des Schlosses herausgekommen waren und die in symmetrischer Aneinanderreihung den riesigen Vorplatz umschließenden Kavalierrhäuser, Pferdeställe (mit 240 Ständen), Hundezwinger, Torhäuser (mit Schmiede und Bäckerei), Pavillons mit Dienstwohnungen durchmaßten, Gebäude, die fast noch mehr als das Schloß selbst den Maßstab angeben für die Größe des Hofhalts, der sich hier entfaltete, da sahen wir am untern Ende der Allee, die uns heraufgeführt hatte, das alte gemütliche Wermsdorf im warmen Sonnenschein liegen. Der Vergleich beider Anlagen drängt sich von selbst auf. In diesen beiden so nahe beieinander liegenden Schlössern scheiden sich zwei Zeitalter in ihrer gesamten ethischen, ästhetischen und politischen Kultur. Dort der evangelische Glaube, hier der katholische Kultus, dort der Fürst als Genosse seines Abels, hier in zeremonieller Unnahbarkeit, dort die fürstliche Hausfrau, hier die Mätresse, dort deutsche Kunst und heimische Art, hier italienische Kunst und französische Umgangsform, dort Renaissance, hier Barock und Rokoko, dort Mitregierung der Stände, hier ausgesprochener Absolutismus.

Deshalb war es fast wie ein Bekenntnis seiner Art und seines Wesens, als König Albert bald nach seinem Regierungsantritt (1873) den Befehl gab, Wermsdorf, das seit langer Zeit verschiedenen Behörden als Amtsstätte gedient hatte,

nunmehr wieder als Jagdschloß einzurichten. Es geschah im Jahre 1874, und so wurden die schlichten Räume mit den obengenannten Fürstenbildern, wertvollen alten Möbeln; teilweise auch mit modernem Hausgerät anmutig und traulich ausgestattet. Der König fügte dann noch Bilder von den hier abgehaltne Hofjagden, vor allen aber alle von ihm erbeuteten Jagdtrophäen hinzu. Sie sind durch einen am Schädel angehefteten goldnen Eichenzweig kenntlich. Man staunt über die Fülle stattlicher Hirsche, die König Albert teils auf dem Birschgange, teils auf der Treibjagd erlegt hat, und über die fast unabhsehbare Zahl der Rehgehörne. Jedes Jahr hat er eine Zeit lang in Wermisdorf gewohnt und hat dort die Jagdfreuden mit alten Kameraden aus dem großen Kriege und mit andern ihm nahestehenden Männern geteilt. Er war allen Wermisdorfern eine vertraute Gestalt, wenn er, der leutseltige und gütige Herr, in schlichter Joppe, den kleinen, runden Hut auf dem Kopfe in die nahen Wälder fuhr. Ich kenne auch kein lebenswahreres Denkmal des hohen Herrn als das, das ihm der Wermisdorfer Kriegerverein im Juni 1908 durch den Dresdner Bildhauer Georg Bernkopf nahe am Schloßeingang errichtet hat. Da steht König Albert in ganzer Bronzefigur auf einem roten Granitsockel, den das Relief des Hubertushirsches ziert, an der Mauer seines Jagdschlosses, die Büchse über der Schulter, ohne jede Pose, in jener vornehm-lässigen Haltung, die ihm eigen war, und schaut, vor seinen Bäumen umschattet, in sein Jagdrevier hinaus: ein Jäger von St. Hubertus Gnaden, ein ganzer Mann und ein treuer Vater seines Volkes. Schlichter Bürgersinn, aufrichtige Verehrung und warme Liebe haben dies Denkmal gesetzt, diese Gesinnung spricht hier so deutlich aus dem Ort, dem Stein und der Bronze, daß man es mit immer erneuter Erquickung betrachtet: hier ist echtes, wohlthuendes Menschentum dargestellt durch eine echte, beglückende Kunst.

Hubertusburg ist, obwohl König Friedrich August der Gerechte nach 1815 einen kleinen Teil der Gemächer für sich bereitstellen ließ und auch die Parforcejagd wieder aufnahm, niemals wieder in der alten Pracht auferstanden. Wie zur Sühne für den ehemals übertriebenen Luxus ist die glänzende fürstliche Residenz allmählich zur dienenden Magd der Barmherzigkeit geworden. Die Nebengebäude wurden zu Freiwohnungen für verarmte Glieder vornehmer Familien verwandt, auch eine Fabricefabrik, deren Erzeugnisse jetzt von den Sammlern sehr gesucht sind, hat sich zwischen 1769 bis 1834 in einigen Räumen befunden. Das eigentliche Palais wurde 1791 zu einem großen Militärmagazin umgewandelt, im Freiheitskrieg 1813 und 1814 diente es als Militär Lazarett. Tausende von Verwundeten aller Nationen wurden nach und nach hier untergebracht, die Säle und Gänge hallten wider vom Schmerzensschrei der Amputierten und von den Fieberphantasien der Sterbenden; in ganzen Wagenladungen wurden die Toten, meist Opfer des Lazarettfiebers, an die Südoestecke des Hofsees gefahren und dort ohne Sang und Klang in Lindicht verscharrt, nach der niedrigsten Angabe 6000, nach andern 12 bis 13 000 Leichen. Noch heute ist das Viereck dieses Riesenfriedhofs kenntlich, es heißt das Franzosengrab, Kinder pflücken Blumen darauf, und friedliche Spaziergänger wandeln über die Stätte des Grauens.

Im Jahre 1837 wurde in einem Teile der Nebengebäude ein Landesgefängnis untergebracht; in einer Zelle dieses Gefängnisses entwarf Ernst Reil 1852 den Plan zur Herausgabe der „Gartenlaube“; zuletzt dienten die bessern Zellen zur Verbüßung von Festungshaft. Die letzten Gefangnen in Hubertusburg waren Wilhelm Liebknecht und August Bebel. Im Jahre 1840 wurde auch ein Landeskrankenhaus und ein Landesstiechenhaus in Hubertusburg eröffnet. Seitdem dient das Schloß ohne Unterlaß solchen humanitären Zwecken. Jetzt ist darin eine Erziehungsanstalt für blödsinnige Kinder, eine Landesirrenanstalt und ein Versorghanus. Wer den Garten

hinter dem Schlosse oder das nahe Fasanenhölzchen besucht, der kann viel menschliches Elend sehen, das hier durch eine staatlich geordnete, wissenschaftlich geleitete Hilfsarbeit zu lindern versucht wird. Der Odem des Waldes spendet dazu die beste Luft, und beruhigend schaut auf Gesunde und Kranke über die Waldwipfel der turmbekrönte Gipfel des Collmberges herein, dem wir nun ernstlicher zustreben als bisher.



## Mums Peterli

Von Alwine von Keller



eterchen war schon mitten auf der Wiese, ehe er das Wunder bemerkte, das ihr geschehen war. Er war zu sehr beschäftigt gewesen mit der Lokomotive, die oben am Bahndamm mitten auf freiem Felde stockte. Er war ihr zur Hilfe gerannt, daß die Rotschöpfe seines braunen Mäntelchens flogen, und die kleinen, nassen Stiefel unzählige male aus dem Glitzerlicht der Wiese auftauchten; er war schneller gelaufen als ein Frühlingsbächlein. Jetzt aber, da die schwarze, mächtige Maschine ganz ohne seinen Beistand wieder bergauf puffte, und er atemlos und glühend still stand, sah er, daß die Wiese wie übersät war mit Glitzerlicht, und daß jeder Taupfen ein Spieglein war für die Sonnenstrahlen. Vor allem aber sah das Peterchen auf einmal, daß neben den alten, gelbbraunen Winterhalmen zahlreiche frische, grüne Gräser jung und stolz aus der Erde aufragten. Da hieß es pflücken! Nicht handweise; beileibe nicht wie im Sommer mit den kleinen, kräftigen Kinderfäusten zapacken und ausrupfen, nein, sondern ganz sorglich, nur die neuen Halme, ein taufunkelndes Hälmlchen nach dem andern!

Es war dem Peter nämlich auf einmal eingefallen, daß „Mum“ zu Hause in der Küche stand und hantierte, und daß es draußen so viel schöner sei als drin. Dieser Gedanke im Zusammenhang mit Mum war Peter neu, denn bisher war es ihm nie eingefallen, daß Mutter im Hause arbeiten mußte, während er sich draußen tummelte, und daß das traurig für sie sein mochte. Dieser Gedanke war ihm jetzt auch noch so neu und erstaunlich, daß er still stand und ihm nachsann und die Gräser wieder fallen ließ, die er gepflückt hatte. Doch war der Vergleich zwischen Mums Leben und seiner eignen, lichtdurchfluteten Kinderlust zu schwer für ihn und flog schließlich wie der Schatten einer Wolke über sein Gemüt weg. Er hinterließ ihm ein eigentümlich schweres Gefühl der Zärtlichkeit für Mum und des Bangens nach ihr, und als auch dieses verslog, war Peter nur noch ganz Eifer, Mum einen großen Frühlingsstrauß zu bringen.

Der Duft der sonnenwarmen Scholle, die feucht vom schmelzenden Schnee war, umfing das Peterchen zärtlich. Aus den sonnigen Lüften tropfte der einsame Jubel der Lerche auf ihn herab. Die Wiese leuchtete grün und weich, der Bachrand war unerschöpflich an Wundern. Die nassen Stiefelchen eilten durchs Glitzergras, immer Lieblicheres rafften die kleinen, braunen Kinderhände: Gras und Kleeblätter nicht nur, sondern hier eine Anemonenknospe und dort einen weißen Blütenstern und noch einen und wieder einen! Dazu winzige Gänseblümchen und den ersten zarten Wiesenkrokus. Immer wieder bückte sich die kleine, stramme Gestalt. Die Händchen füllten sich. Immer wärmer glühten die bräunlichen Kinderbacken. Immer jelliger und eifriger strahlten die Kinderaugen. Das Müßchen flog ab; der stramme,